

Die Mittagsgesellschaft

»Nein, Jimmy, diesmal nicht. Du kannst nicht mit Mike im Heizungsraum des Nonnatus House kampieren. Ich habe vielleicht die leitende Wohnheimschwester im Krankenhaus hintergangen, aber bei Schwester Julienne mache ich das nicht. Außerdem traue ich euch nicht. Ich glaube euch kein Wort, dass es *schon wieder* ein Notfall ist. Ich glaube, ihr wollt bei den Jungs nur damit angeben, dass ihr in einem Kloster übernachtet habt!«

Jimmy und Mike schauten leicht betrübt drein. Sie hatten versucht, mich mit Bier und süßlichem Gerede weichzuklopfen, und waren der festen Überzeugung gewesen, ich würde ihnen ihre haarsträubende Geschichte abkaufen, dass sie abgebrannt und aus ihrer Bude geflogen waren. Ob ich sie denn nicht durch die Hintertür ins Nonnatus House schmuggeln könne. Die männlichen Vertreter unserer Spezies sind manchmal herrlich naiv.

Es war ein lustiger Abend gewesen – eine schöne Abwechslung und eine Ablenkung von den Härten der täglichen Arbeit. Ich hatte leckeres Bier getrunken und mich ausgelassen unterhalten, aber jetzt war es Zeit aufzubrechen. Der Weg zurück zum East End war weit, nach elf Uhr fahren nicht mehr viele Busse, ich musste am nächsten Morgen um halb sieben aufstehen und hatte einen langen Arbeitstag vor mir. Ich stand auf. Mir war eine Idee gekommen. Es wäre zu schade gewesen, die beiden völlig zu enttäuschen.

»Aber wollt ihr nicht mal sonntags zum Mittagessen kommen?«
Dieser Vorschlag stieß sofort auf begeisterte Zustimmung.

»In Ordnung. Ich werde Schwester Julienne fragen und euch anrufen, um einen Termin zu verabreden. Jetzt muss ich aber los.«

Am nächsten Tag sprach ich mit Schwester Julienne. Sie hatte bereits von Jimmy gehört, als ich nach meinem nächtlichen Bad im Meer vor Brighton erst um zehn Uhr zur Arbeit erschienen war. Meiner Idee stimmte sie sofort zu.

»Das wäre doch wunderbar. Sonst bewirten wir immer nur Missionare im Ruhestand oder Prediger auf der Durchreise. Eine lebhafteste Runde junger Männer wäre für uns alle eine große Freude.«

Sie fand einen Termin drei Wochen später, an dem wir keine anderen Gäste am Sonntagmittag erwarteten, und ich rief Jimmy an, um die Verabredung festzumachen.

»Glaubst du, die Nonnen könnten die Essenseinladung auf drei Personen ausdehnen? Alan würde auch gerne mitkommen. Er hofft auf eine Story.«

Alan war Reporter und er kam in seinem ersten Job an der Fleet Street mehr schlecht als recht über die Runden. Ich hielt es für sehr wahrscheinlich, dass Schwester Julianne nichts gegen einen weiteren Gast am Tisch einzuwenden hatte, doch ich glaubte nicht, dass Alan aus unserem Mittagessen eine großartige Story herausholen konnte. Doch junge Reporter sind immer optimistisch – zumindest solange sie sich noch nicht in etwas verbissen haben.

Die Mädchen waren angesichts der Aussicht, dass sich drei junge Männer zum Sonntagsmahl ankündigten, ganz aufgekratzt. Wir waren alleinstehende Krankenschwestern, die unter der Woche ein nahezu endloses Arbeitspensum und daher kaum Gelegenheit hatten, ungebundene junge Männer kennenzulernen. Die Erwartungen waren groß.

Amüsiert versuchte ich mir vorzustellen, wie das Essen ablief. Wie würden die Jungs sich uns gegenüber verhalten? Wie würden sie auf die Nonnen reagieren, vor allem auf Schwester Monica Joan? Und natürlich war es sicher interessant, später Alans »Story« zu lesen.

Der Tag kam, es war warmes und klares Wetter und es war nicht zu erwarten, dass bei einer unserer Patientinnen die Wehen einsetzen, was die Mittagsgesellschaft gestört hätte. Alle waren außer sich vor Aufregung. Hätten die Jungs gewusst, für wie viel Aufruhr sie in einer ganzen Reihe weiblicher Herzen sorgten, sie hätten sich sehr geschmeichelt gefühlt. Oder vielleicht auch nicht. Vielleicht hätten sie es angesichts ihres umwerfenden Charmes für selbstverständlich gehalten.

Sie trafen gegen halb eins ein, als die Schwestern gerade zur Terz, dem Mittagsgebet, in die Kapelle gegangen waren.

Ich öffnete die Tür. Sie hatten sich tüchtig herausgeputzt: graue Anzüge, frisch gewaschene Hemden und auf Hochglanz polierte Schuhe. So hatte ich sie sonntagsmorgens noch nie gesehen. Offenbar war ein Mittagessen im Kloster eine neue Erfahrung für gewiefte, weltgewandte junge Männer. Sie wirkten jedoch ein wenig unsicher.

Wir tauschten Küsschen, wenn auch auf etwas formellere Art – ohne Umarmung, ohne Lachen und ohne beiläufige Späßchen – nur ein förmlicher Kuss und ein höfliches »Wie gehts? Habt ihr gut hergefunden?«.

Ich fühlte mich ein wenig unwohl, aber Konversation zu betreiben ist mir noch nie leichtgefallen. Wir alle kennen unsere Bekannten in bestimmten Situationen, aber außerhalb dieses gewohnten Umfelds geben sie sich oft völlig anders. Ich kannte Jimmy seit unserer Kindheit, die anderen traf ich normalerweise in den Pubs von London. Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, und stand einfach unbeholfen da. Dabei dachte ich, dass das Ganze wohl doch keine so gute Idee gewesen war. Auch die Jungs wussten nichts zu sagen.

Cynthia war die Rettung. So war es immer, ohne dass sie später wusste, was sie oder wie genau sie es getan hatte. Sie machte einen Schritt vorwärts, ihr sanftes Lächeln löste die Anspannung und brachte ein wenig Wärme in die verkrampfte Situation. Als sie den Mund aufmachte, waren sie durch ihre langsame, sexy Art zu sprechen ganz von den Socken. Sie sagte nur: »Ihr seid sicher Jimmy, Mike und Alan. Wie schön – wir haben uns schon gefreut. Wer ist denn jetzt wer?«

War es ihre Art zu reden oder ihre großen, lachenden Augen oder ihre ungekünstelte, warmherzige Begrüßung? Die Jungs mussten schon reihenweise schönere Mädchen mit einer selbstbewussteren Ausstrahlung kennengelernt haben, aber nur selten, wenn überhaupt jemals, konnten sie jemandem mit einer solchen Stimme begegnet sein. Sie waren völlig hingerissen. Alle drei machten gleichzeitig ei-

nen Schritt nach vorn und rempelten einander an. Sie musste lachen. Das Eis war gebrochen.

»Die Schwestern kommen sicher gleich auch, aber kommt doch mit in die Küche, dann können wir einen Kaffee trinken und ein bisschen plaudern.«

Kaffee, Nektar, Ambrosia? Sie folgten ihr bereitwillig. Was immer dieses fabelhafte Mädchen einem anbot, es konnte nur ein himmlischer Genuss sein. Mich hatten sie gnädigerweise schon vergessen und so atmete ich erleichtert auf. Das Mittagessen musste ein voller Erfolg werden.

Mrs B. hatte weder Sexappeal noch eine anziehende Stimme. »Jetzt macht mir hier keine Unordnung. Ich hab ein Mittagessen zu kochen.«

Jimmy lächelte sie selbstbewusst an. »Machen Sie sich keine Sorgen. Wir bringen sicher kein Chaos in Ihre wunderschöne Küche, oder Jungs? Was für eine herrliche Küche und welch wunderbarer Duft! Sie kochen sicher alles selbst, oder?«

Mrs B. rümpfte kurz die Nase und beäugte ihn argwöhnisch. Sie hatte selbst erwachsene Söhne und ließ sich durch ihren Charme nicht blenden.

»Ich sags euch, passt bloß auf.«

»Aber sicher passen wir auf«, sagte Mike, der Cynthia nicht aus den Augen ließ, während sie den Teekessel füllte. Die Wasserleitungen überall in der Küche klapperten und zitterten, als sie den Hahn öffnete. Sie lachte und sagte: »Das sind nur unsere alten Rohre. Da gewöhnt ihr euch schnell dran.«

»Oh, daran würde ich mich gerne gewöhnen«, sagte Mike begeistert.

Cynthia lachte und wurde ein wenig rot, als sie ihre Haare zurückstrich, die ihr ins Gesicht gerutscht waren.

»Sie gestatten«, sagte Mike galant, nahm den Kessel und trug ihn hinüber zum Gasherd.

Chummy tauchte in der Tür auf, ihr Gesicht in der *Times* vergraben.

»Hört mal, Mädels, wusstet ihr schon, dass sich Binkie Bingham-Binghouse endlich traut? Kolossal herrliche Sache, was? Also ihre Frau Mama wird ganz schrecklich aus dem Häuschen sein. Sie dachten schon, dass aus ihr ne alte Jungfer wird. Die gute, alte Binkie, ho ho!«

Sie blickte auf und sah die Jungs. Sofort wurde sie rot und der Arm, mit dem sie die Zeitung hielt, zuckte zur Seite. Er krachte gegen das Geschirrregal, sodass die Tassen wackelten und gegeneinanderrasselten. Die Zeitung verfring sich hinter den aufgestellten Tellern und schon krachten sie auf den Boden, wo sie in tausend Stücke zersprangen.

Mrs B. eilte herbei und knurrte: »Du riesige, tollpatschige ... du – du – jetzt aber raus aus meiner Küche, du tollpatschige ... du!«

Die arme Chummy! So etwas passierte ihr ständig. Gesellige Anlässe waren ein Alptraum für sie, vor allem wenn Männer anwesend waren. Sie wusste einfach nicht, was sie zu Männern sagen oder wie sie sich verhalten sollte.

Die Rettung war wieder Cynthia. Sie griff sich Kehrblech und Handfeger und sagte: »Macht doch nichts, Mrs B., Gott sei Dank war es der Teller mit dem Sprung. Der gehörte doch ohnehin auf den Müll.«

Energisch fegte sie die Scherben zusammen, derweil Mike, als sie sich bückte, genüsslich ihren netten kleinen Hintern begutachtete.

Chummy stand peinlich berührt und stumm in der Tür. Ich ermunterte sie, sich zu uns zu setzen und eine Tasse Kaffee zu trinken, aber sie lief tiefrot an und murmelte, sie wolle sich oben vor dem Mittagessen noch die Hände waschen.

Die Jungs schauten einander verwundert an. Mittagessen im Kloster war zwar neu für sie, aber eine Riesin, die mit Tellern um sich warf, hatten sie nun auch nicht erwartet. Alan zog seinen Block aus der Tasche und machte sich hastig Notizen.

Wir hörten von der Kapelle her die Glocke läuten und wenig später waren die Schritte der Schwestern zu vernehmen. Schwester Julienne, klein, stämmig und mütterlich, betrat schwungvoll die Kü-

che. Sie betrachtete die Jungs mit ehrlicher Zuneigung und breitete die Arme aus.

»Ich habe so viel von Ihnen gehört und es ist uns eine echte Freude, Sie bei uns zu haben. Mrs B. hat Roastbeef mit Yorkshirepudding gekocht, danach gibt es Apfelkuchen. Glauben Sie, das wird Ihnen schmecken? Was meinen Sie?«

Drei lässige, weltgewandte junge Männer verwandelten sich in kleine Jungen, die von ihrer Lieblingstante Süßigkeiten bekamen.

Wir betraten den Speisesaal. Nach dem Tischgebet, bei dem sich die Jungs amüsierte Blicke zuwarfen und schließlich verlegen »Amen« murmelten, ließen wir uns an dem großen, quadratischen Tisch nieder und Mrs B. brachte den Servierwagen herein. Wie gewöhnlich teilte Schwester Julianne aus und Trixie brachte jedem seinen Teller.

Alan sah unverschämt gut aus. Er hatte perfekte, ebene Züge, gepflegte Haut, dunkle Locken und sanfte, dunkle Augen mit Wimpern, für die jedes Mädchen einen Mord begehen würde. Ich war ihm schon einige Male begegnet, und immer wenn ihn die Mädchen in Scharen umschwärmten, um einen Blick aus seinen strahlenden Augen zu erhaschen, war mir aufgefallen, dass er sie wie einen netten Zeitvertreib behandelte, der ihm letztlich wenig bedeutete. Er sah sich selbst als »Meinungsführer«. Mit einem Abschluss in Philosophie an der Universität Cambridge hatte er sich verschiedene Ansichten über das Leben von anderen abgeschaut, ohne dass er in seinem Leben viel davon umgesetzt hatte. Die Sorgen und Nöte, die die meisten von uns plagten, mussten erst noch zu ihm vordringen, um sein überlegenes Selbstbild zu zerstören. Er hielt große Stücke auf seine eigene Intelligenz, die meiner Beobachtung nach zwar recht ausgeprägt, aber keinesfalls überragend war. Er legte Notizblock und Bleistift neben sich auf die Tafel – das war zwar unhöflich, aber Alan machte sich nichts aus Umgangsformen; er war bei der Arbeit und nicht Gast einer Mittagessensgesellschaft.

Sein Platz war neben Schwester Monica Joan und das ärgerte ihn ein wenig, denn wahrscheinlich befand er sie für zu alt, als dass sie

für seine Leserschaft interessant sein konnte. Er hatte neben Schwester Bernadette sitzen und mit ihr über die Auswirkungen des neu gegründeten *National Health Service* auf bisherige Behandlungsmethoden reden wollen. Doch nichts sollte ihn von seinem Vorhaben abbringen und so wandte er sich quer über den Tisch hinweg an Schwester Bernadette.

»Da Nonnen Dienerinnen Gottes sind, der Staat aber nun die Organisation der Geburtshilfe übernommen hat, sehen Sie sich jetzt in der Rolle von Dienerinnen des Staates?«

Er hatte alles sorgfältig geplant, denn er wollte in seiner Story zeigen, wie überflüssig Religion sei. Das würde seinem Chefredakteur gefallen.

Schwester Bernadette hatte sich gerade freudig ihrem Yorkshirepudding zugewandt und war auf eine derartige Frage nicht vorbereitet. In den zehn Sekunden, die sie brauchte, um sich eine passende Antwort zu überlegen, wandte sich Schwester Monica Joan an ihn.

»Im winzigen Kompass unseres Geistes hat sich die Silberschnur gelöst. Der Staat ist der Diener des Reichsapfels. Der Diener ist weiser als der organische Wachstumsprozess, den die Wahrheit am Gipfel des Springquells unterscheidet. Sehen Sie sich in der Rolle eines der zweiundvierzig Richter der Toten?«

»Was?«

Alan vergaß mit offenem Mund und erhobener Gabel, zu kauen.

»Äh, also ... ich meine ... Verzeihung?«

»Seien Sie bitte so gut, Ihre Gabel nicht so vor meinem Gesicht zu schwenken, junger Mann. Legen Sie sie hin«, sagte Schwester Monica Joan bestimmt. Ihre Augen verliehen ihrem Befehl Nachdruck. »Wir sprachen über die Rolle des freien Geistes, der durch das Zusammenfließen mehrerer Zentren seine Freiheit erlangte, bis Sie mir Ihre Gabel auf so unhöfliche Weise ins Ohr stießen. Aber was stört es mich? Lassen Sie uns mit Gott gehen und das Unannehmliche annehmen. Bis zum Rückzugsort des Geistes ist es ein langer Weg. Sind noch Röstkartoffeln da? Ich hätte gern eine weiche und noch etwas Zwiebelsoße bitte.«

Sie reichte ihren Teller weiter und betrachtete Alan mit einer gewissen Abneigung von der Seite. Doch sie war durchaus bereit, die Diskussion fortzuführen.

»Betrachten Sie Ihre Rolle als eine neue Form der Heiligkeit ohne jeglichen Vorläufer oder eine gleichwertige Offenbarung des Universums, ebenfalls ohne Vorläufer?«, erkundigte sie sich höflich.

Der ganze Tisch schaute auf Alan, der um Worte rang. Ich lachte mich innerlich halb tot. Das war noch besser, als ich erwartet hatte.

»Ich weiß es wirklich nicht. Ich habe noch nicht darüber nachgedacht.«

»Ach, kommen Sie. Als junger Mann von Ihrem intellektuellen Format haben Sie doch sicher die Wirkung Ihrer Überlegungen als Ausgeburt der Energie erkannt, die die Aktivität Ihrer multiplen Zentren hervorbringt. Ihre Gedanken sind Vibrationen des Horizontalen, die Vermittlung der positiven und negativen Polaritäten. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Sie über Ihre Gedanken nicht nachgedacht haben. Es ist die Pflicht eines jeden großen Mannes, sich über die Vortrefflichkeit des Intellekts Gedanken zu machen oder, um es einfacher auszudrücken, über die hörbare Auswirkung des göttlichen Bewusstseins innerhalb der Grenzen der Zergliederung. Finden Sie nicht?«

Mike musste prusten und Cynthia versetzte ihm einen heimlichen Rippenstoß. Trixie erstickte fast und ließ einen Erbsenschauer über den Tisch niedergehen. Jimmy und ich sahen einander in stiller Freude an. Dem armen Alan wurde klar, dass alle Augen auf ihn gerichtet waren, und er war so anständig zu erröten.

Schwester Monica Joan murmelte, wie zu sich selbst, aber laut genug, dass alle es hören konnten: »Wie süß. Alt genug, den Besserwisser zu spielen, aber zum Rotwerden noch jung genug. Überaus reizend.«

Nachdem sie Alan elegant losgeworden war, wandte sie sich nun ihrer Röstkartoffel zu.

Schwester Julienne schaute strahlend in die Runde. »Wer möchte noch ein Stück Roastbeef? Und ich bin mir sicher, dass Mrs B. noch

einen Yorkshirepudding im Ofen hat. Mike, Sie sehen aus, als könnten Sie gut mit Fleisch umgehen. Ob Sie wohl für alle, die noch Nachschlag wollen, ein Stück Braten abschneiden würden?»

Mike nahm das Bratenmesser, wetzte es mit Verve und schnitt großzügige Portionen zurecht. Mrs B. brachte einen zweiten, dampfend heißen Yorkshirepudding. Die Jungs hatten Wein mitgebracht und jemand stellte die passenden Gläser hin. Wir tranken im Nonnatus House üblicherweise zum Mittagessen keinen Wein, aber Schwester Julienne sagte, dass angesichts eines so besonderen Anlasses alle Regeln hinfällig seien. Die Nonnen kicherten wie Schulkinder, während sie ihren Wein tranken, und murmelten: »Oh, was für ein Genuss – köstlich – Sie müssen uns wieder einmal besuchen.«

Jimmy und Mike waren bestens in Form. Man musste zugeben, dass sie über viel Charme und die richtigen Umgangsformen verfügten, sodass das Mittagessen ein voller Erfolg wurde. Sogar Schwester Evangelina entspannte sich und lachte mit Jimmy; wobei es allerdings, wie mir bewusst wurde, sehr leicht ist, mit dem guten Jimmy zu lachen. Nur Chummy war ganz still. Sie wirkte nicht unglücklich, eher vorsichtig, als sei sie sich bewusst, dass sie jederzeit ein Glas Wein umstoßen oder die Suppenterrine in die Ecke segeln lassen konnte. Sie traute sich nicht, sich gemeinsam mit uns zu vergnügen. Aber sie lächelte still vor sich hin und schien sich auf ihre Weise zu freuen.

Der Einzige, der nicht glücklich aussah, war Alan. Ja, er wirkte geradezu wütend. Schwester Julienne versuchte mehrfach, ihn in die Unterhaltung miteinzubeziehen, aber davon wollte er nichts wissen. Eine neunzigjährige Nonne hatte ihn vor allen wie einen Idioten aussehen lassen, das konnte er ihr nicht verzeihen, ihr nicht und auch den anderen nicht. Seine Story hat er nie geschrieben, wie ich später erfuhr.

Zu meinem großen Entsetzen erzählte Mike die Geschichte, wie er mit Jimmy drei Monate lang im Trockenraum des Schwesternwohnheims gelebt und zweimal am Tag in winterlicher Dunkelheit über die gefährliche Feuerleiter geklettert war. Das besagte Kran-

kenhaus hatte ich vor langer Zeit verlassen und konnte natürlich nicht mehr gefeuert werden, aber ich befürchtete, dass die Schwestern nicht gerade erfreut über meine Jugendsünden wären. Ein Blick hinüber zu Schwester Julienne, deren Gesicht vom Wein ein wenig gerötet war, beruhigte mich wieder. Sie sah mich an und lachte.

»Da sind Sie aber ein Risiko eingegangen. Ich kann mich erinnern, wie ein junger Mann einmal im Schlafzimmer einer Krankenschwester in *St Thomas's* ertappt wurde. Das Mädchen wurde sofort entlassen. Sie war eine gute Krankenschwester. Es war wirklich schade. Ein paar Monate später fand man vier Männer im Besenschrank – oder war es die Wäschekammer, ich weiß nicht mehr – und niemand hat je herausgefunden, wer dafür verantwortlich war. Es ist auch ganz gleich, denn wer kann schon sagen, wie viele Schwestern unserer Zunft verloren gegangen wären, wenn man sie ertappt hätte. Es war kurz vor dem Krieg und ausgebildete Krankenschwestern wurden dringend gebraucht.«

Dann kam der Nachttisch. Schwester Julienne stand auf, um ihn zu verteilen. Ein seltsames Geräusch von der anderen Seite des Tisches erregte meine Aufmerksamkeit und ich schaute hinüber. Zu meinem größten Erstaunen war es Schwester Evangelina und sie lachte! Ja, sie lachte so heftig, dass sie in ihre Serviette prustete. Ihr Sitznachbar Jimmy, ganz hilfsbereiter Gentleman, klopfte ihr auf den Rücken und reichte ihr ein Glas Wasser. Sie stürzte es hinunter und trocknete sich Augen und Nase, während sie weiter japste und kicherte.

»Oh je. Das ist zu viel ... das erinnert mich an damals, als ... das werde ich nie vergessen ...«

Jimmy machte sich nun daran, ihren Rücken entschlossener zu bearbeiten, und das schien zu helfen, wenngleich ihr Schleier dabei verrutschte.

Wir waren alle entschlossen, der Sache auf den Grund zu gehen. Nie zuvor hatte man Schwester Evangelina im Kloster so aus vollem Herzen lachen sehen und es hatte offenbar etwas mit jungen Männern zu tun, die in Schwesternzimmern ertappt worden waren.

»Was ist damals passiert? Erzählen Sie.«

»Na los, zieren Sie sich nicht.«

Schwester Julienne hielt mit dem Löffel in der Hand inne.

»Ach, kommen Sie, Schwester. Sie können uns doch nicht so auf die Folter spannen. Was ist das für eine Geschichte? Jimmy, geben Sie ihr noch ein Glas Wein.«

Aber Schwester Evangelina konnte oder wollte uns nichts erzählen. Sie putzte sich die Nase und wischte sich die Augen. Sie prustete, gluckste und hustete. Aber sie sagte kein Wort mehr. Sie grinste nur schelmisch in die Runde. Wann hatte man je ein Grinsen von Schwester Evangelina erlebt, noch dazu ein schelmisches!

Schwester Monica Joan hatte diese amüsante Szene mit halb geschlossenen Augen mitverfolgt, ein zartes Lächeln umspielte ihre Lippen. Ich fragte mich, was sie wohl dachte. Schwester Evangelina sah schlimm aus, ihr Schleier hing schief, ihr Gesicht war knallrot und es glänzte feucht um Augen, Nase und Mund. Ich rechnete mit einem eiskalten Kommentar und ich glaube, Schwester Evangelina erwartete das Gleiche, denn sie schaute ihre Mitschwester, die sie so oft gequält hatte, in gespannter Erwartung an. Aber wir täuschten uns beide.

Schwester Monica Joan wartete, bis das Gelächter abgeebbt war, und rezitierte langsam und betont, mit dem Timing einer begabten Schauspielerin: »Oh, ich werde gedenken, der gemeinsamen Zeit/ Einst werd ich gedenken, ohne Reue zu spürn.«

Sie machte eine Kunstpause, lehnte sich über den Tisch zu Schwester Evangelina hinüber und zwinkerte ihr zu. In einem Theaterflüstern, das alle verstehen konnten, sagte sie vertraulich: »Kein Wort mehr, meine Liebe, kein Wort. Dieses neugierige Volk. Es tönt und tuschelt. Es schnattert und tratscht. Gib diesen niederen Erwartungen kein Futter, meine Liebe, es wird dir die Erinnerung nur verderben!«

Sie sah Schwester Evangelina in die Augen und blinzelte ihr wieder voller Wärme und Verständnis zu. War das möglich? Bildete ich es mir nur ein? Lag es am Licht? Sah ich Schwester Evangelina – oder etwa nicht – zurückblinzeln?

Schwester Evangelina gab nichts preis. Ich wage zu behaupten, dass sie die Geschichte in ihrem Herzen bewahrte und mit ins Grab nahm.

Der Nachttisch war ein Meisterwerk und zeugte von Mrs B.s kulinarischem Erfindungsreichtum. Schwester Monica Joan nahm sich eine zweite Portion Eiscreme mit Schokokaramelloße und ein bisschen Apfelkuchen. Sie war in Hochform.

»Ich erinnere mich, wie ein junger Mann in einem Wandschrank im *Queen Charlotte's Hospital* eingesperrt war«, erzählte sie. »Er war drei Stunden lang dort eingeschlossen. Alles wäre bis zum Schluss gutgegangen und keiner hätte es je herausgefunden, aber der dumme Kerl hatte sich das Pferd seines Vaters ausgeliehen und vor dem Krankenhaus am Treppengeländer angebunden. Jetzt kann man natürlich einen jungen Mann im Schrank oder unter dem Bett verstecken. Aber wie um alles in der Welt versteckt man ein Pferd?«

Ich hielt den Atem an, als mir klar wurde, dass diese Erinnerungen aus den 1890er-Jahren stammen mussten! Was war dann geschehen? Aber sie konnte sich nicht erinnern.

»Ich weiß nur noch, dass das Pferd am Geländer angebunden war.«

Wie schade! Das Leben geht so schnell vorüber und die Vergangenheit ist so reich an Ereignissen. Ich wollte mehr erfahren. Sie war in diesem Moment bei völlig klarem Verstand, und da ich wusste, wie schnell er sich wieder verdunkeln konnte, fragte ich, ob sie die Disziplin und die kleinlichen Einschränkungen im Pflegeberuf als unerträglich empfunden hatte.

»Keineswegs. Nach den Beschränkungen und Zwängen in der Familie war die Krankenpflege eine Welt der Freiheit und des Abenteuers. Wir genossen nicht die Freiheiten, die ihr jungen Leute heute habt. Es betraf uns alle gleich. Ich erinnere mich an meinen Cousin Barney. Seine Mutter, meine Tante, hatte ein französisches Hausmädchen. Eines Tages – am helllichten Tag, meine Lieben – trat sie, meine Tante, auf die Terrasse heraus und sah, wie das französische Hausmädchen auf einem Stuhl saß und Barney kniete vor ihr und zog dem Mädchen den Schuh an. Den Schuh.«

Sie machte eine Pause und sah in die Runde.

»Nicht etwa den Unterrock oder so etwas. Nur den Schuh. Meine Tante schrie und fiel in Ohnmacht, wie man mir erzählte. Das Mädchen wurde sofort entlassen und die Familie war so erschüttert, dass man Barney einen Zehnpfundschein und eine Fahrkarte nach Kanada in die Hand drückte – einfache Fahrt. Man hat nie wieder etwas von ihm gehört oder gesehen.«

Mike äußerte die Vermutung, dass nach Kanada geschickt zu werden wahrscheinlich das Beste war, was Barney hatte passieren können. Schwester Monica Joan wirkte nachdenklich und antwortete schließlich: »Das würde ich auch gerne glauben. Aber es ist ebenso wahrscheinlich, dass der arme Barney im kanadischen Winter an Hunger oder einer Krankheit starb.«

Das war ein ernüchternder Gedanke. Ich bat sie, noch mehr zu erzählen. Sie lächelte mich nachsichtig an.

»Ich bin nicht zu deiner Unterhaltung da, meine Liebe. Dass ich hier bin, verdanke ich der Gnade Gottes. Viermal zwanzig Jahre und zehn sind es nun. Das sind einmal zwanzig zu viel ... zu viel.«

Sie schwieg eine Minute lang und niemand wagte zu sprechen. Sie hatte so viel erlebt und in ihrem Leben so viel getan – in ihrer Jugend hatte sie sich Unabhängigkeit erkämpft, sie war in ihren besten Jahren in einen Orden eingetreten und hatte während des Kriegs mit fast achtzig als Krankenpflegerin und Hebamme in den Docks von London gearbeitet. Wer konnte Ähnliches von sich behaupten?

Mit einem irgendwie amüsierten, irgendwie fragenden Ausdruck in ihrem zarten Blick sah sie uns an, wie wir da saßen, jung, leichtsinnig und oberflächlich. Ihr Ellbogen ruhte auf dem Tisch, ihre schmalen Finger stützten ihr Kinn. Ihre Ausstrahlung hielt uns gefangen.

»Ihr seid alle noch so jung«, sagte sie, ganz in Gedanken. »Die Jugend ist die erste frische Frühlingsblüte.«

Sie hob den Kopf und wandte sich uns vielsagend mit ausgebrei-

teten Armen zu. Ihr Gesicht erstrahlte, ihre Augen glänzten und ihre Stimme war voll triumphierender Freude.

»Also: ›Singt, ihr Lieben, singt / Eh' eure Blüte welkt / Des nächsten Frühjahrs Blütenpracht zu nähren.«